

WEM GEHÖRT DER ÖFFENTLICHE RAUM?

Wenn es darum geht, wer im öffentlichen Raum mehr Platz einnimmt, sieht es in der Stadt unter den Pflanzen nicht viel anders aus als unter den Menschen. Die überwiegende Mehrheit der in den Städten gepflanzten Bäume sind Männer, stand in einer sehr lustigen *taz*-Kolumne.¹⁸ Männer? Ja, richtig – bei vielen Baumarten, den sogenannten zweihäusigen Bäumen, gibt es weibliche und männliche Pflanzen.^I Und von letzteren gibt es einfach sehr viel mehr. Ob sich das Geschlechterverhältnis grob im Rahmen desselben von – sagen wir mal – Statuen und Denkmälern oder Straßennamen befindet, lässt sich leider nicht genau sagen. Dafür lässt sich aber der Grund für die männliche Dominanz benennen: Denn anders als die weiblichen Pflanzen, die Blüten und Früchte produzieren, die wiederum eventuell auf den Boden fallen, riechen und gammeln, Windschutzscheiben dicker Autos einsauen und einfach lästige Arbeit für die Straßenreinigung verursachen, sind die männlichen Bäume auf den ersten Blick pflegeleichter.^{II} Ihre genetische Aufgabe ist es, einfach bloß Pollen herzustellen und diese dann zwecks Befruchtung in die Welt abzusondern.

Aber Moment mal ... Pollen? Verursachen die nicht Allergien? Und wie! Was aus Faulheit begann, weil man sich um die »Nebenprodukte« der weiblichen Bäume hätte kümmern müssen, bezah-

I Zum Beispiel Pappeln, Weiden, Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern.

II Na so was, ich könnte Bäume durch Angestellte austauschen und der Satz würde trotzdem einen Sinn ergeben.

len nicht wenige von uns, mich eingeschlossen, mit einem sehr viel höheren Preis, nämlich mit Heuschnupfen. Hinzu kommt noch, dass die männlichen Bäume schlechter als die weiblichen darin sind, Schadstoffe aus der Luft aufzunehmen – neben der Optik und dem Schatten ja eigentlich der Hauptgrund für die Begrünung unserer Städte. Wie überall sonst auf der Welt verursacht ein Überschuss an Männlichkeit also Probleme, die etwas komplexer sind, als sie auf den ersten Blick scheinen. Würde man bei der Bepflanzung von Städten auf ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis achten, gäbe es keine toxische Männlichkeit, da weibliche Pflanzen die Pollen aufnehmen und »unschädlich« machen, besser gesagt sie produktiv in Früchte übersetzen können. Inwieweit die Analogie jetzt noch übertragbar ist, sei mal dahingestellt.¹ Die Lösung ist aber für Pflanzen und Menschen gleich und naheliegend: eine Frauenquote.

Unser Umgang mit dem öffentlichen Raum ähnelt dem Umgang mit Sprache. Von klein auf lernen wir sprechen und erkunden gleichzeitig den Raum, in dem wir uns bewegen, mit einer Selbstverständlichkeit, die den meisten von uns angeboren ist. Die Dinge *sind* eben, und die Dinge *heißen* irgendwie. Raum ist, genau wie Sprache, ein soziales Konstrukt, an dem sich Marker wie Geschlecht, Hautfarbe, Gesellschaftsschicht ablesen, mehr noch, verewigen lassen. Die Architektur-Professorin Leslie Weisman erklärte schon vor 30 Jahren in ihrem Buch *Discrimination by Design*, dass dies die Eigenschaften sind, die darüber entscheiden, *wie* wir den öffentlichen Raum wahrnehmen.¹⁹ Es ist also nicht nur eine persönliche Geschmacksfrage, ob die Parkanlage oder das Wohnhaus als schön, sicher und praktisch wahrgenommen wird, sondern im Kern auch die Frage, *wer* wir sind und *wie viel* gesellschaftliche Macht wir haben.

I Zumal wir in einer Welt leben, in der »Babys machen« Frauen zum Nachteil gereicht und der Druck des »Reproduktionsauftrags« für fast jede Frau im »gebärfähigen Alter« spürbar ist, vollkommen unabhängig davon, ob ein Kinderwunsch vorhanden ist oder nicht.

Dominante Kanten

Ich wohne in einem Innenstadtviertel, in einer kleinen Straße mit Mehrfamilienhäusern, Alt- und Neubauten gemischt – typisch für Köln. Die neueren Häuser haben alle eine Ausfahrt oder eine Garageneinfahrt, aber die Anzahl der Garagenplätze und Innenhofparkmöglichkeiten ist sehr viel niedriger als die Anzahl der Wohnungen. Grob geschätzt würde ich sagen, etwa fünf Prozent der Wohnungen in meiner Straße haben die Möglichkeit, ein Fahrzeug irgendwo anders als auf der Straße zu parken. 95 Prozent haben das nicht, ist aber auch nicht so schlimm, denn viele besitzen, wie wir, gar kein Auto. Was ich aber vor nicht allzu langer Zeit hatte beziehungsweise vor mir hergeschoben habe, ist ein Kinderwagen, und deshalb weiß ich auch, wie ätzend Bordsteinkanten zum Beispiel an Kreuzungen sind. Bei meinem »Wir suffern ein bisschen for Fashion«-Retro-Modell aus den 1970er-Jahren war jeder Bordstein, jede Kreuzung, jede Straßenüberquerung eine Hürde, die bewusst genommen werden musste, wenn der schlafende Kinderkopf nicht unkontrolliert kullern sollte. Und warum? Weil in den meisten Orten Deutschlands und dem Rest der Welt Gehwege zwar für Autos abgesenkt werden, nicht aber für Fußgänger:innen. Dabei ist die Anzahl der Menschen, die von abgesenkten Bordsteinen profitieren würden, groß, denn neben Kinderwagen sind noch Menschen mit Rollatoren oder Rollstühlen, mit Geh- oder Sehbehinderung, kleine Kinder, die mit Roller oder Fahrrad auf dem Gehsteig unterwegs sind, von diesem unsinnigen Hürdenparcours betroffen. Was haben alle diese Menschen gemeinsam? Sie sind gewöhnlich nicht die typischen Entscheidungsträger.

Das Beispiel Bordsteinkante ist exemplarisch und nur eines von vielen Symptomen, die unsere autofixierten Städte so mit sich bringen, denn abgesenkt werden sie vielerorts nur dort, wo es den Autos etwas bringt. 62 Prozent aller Fahrzeuge in Deutschland sind auf Männer zugelassen, sie fahren im Schnitt außerdem ungefähr doppelt so viele Kilometer pro Tag mit dem Auto (29 Kilometer) wie

Frauen, die auf 14 Kilometer kommen.²⁰ Auch wenn sich bezogen auf die Rollenverteilung einige Dinge geändert haben, so ist die Frage danach, wie und wann Männer und Frauen sich im öffentlichen Raum bewegen, historisch gewachsen und auf die Dualität in der heterosexuellen Kernfamilie zurückzuführen. Wir leben und bewegen uns heute in einer urbanen Struktur, die in Deutschland während des sogenannten Wirtschaftswunders in den 1950er- und 1960er-Jahren entstanden ist: Der Mann ist alleiniger Versorger, er geht morgens aus dem Haus, bewegt sich im öffentlichen Raum, verdient das Geld und entscheidet darüber, wie es ausgegeben wird. Sein Wohlbefinden, sein schnelles und bequemes Vorwärtkommen, sowohl im Straßenverkehr als auch im Leben, ist der Mittelpunkt jeder entstehenden Struktur. Währenddessen schmeißt die traditionelle Wirtschaftswunderfrau den Haushalt und kümmert sich um die Kinder – was bedeutet, dass sie den Großteil ihrer Zeit in den eigenen vier Wänden verbringt. Dass auch die Hausfrau mal vor die Tür muss, um beispielsweise einkaufen zu gehen, war egal, denn ihr Wohlbefinden im öffentlichen Raum spielte wirtschaftlich keine Rolle. Die Soziologin Marie Gilow hat untersucht, wie diese »kleinen« täglichen Fahrten sich auf die heutigen Mütter auswirken, die zudem noch einer Erwerbsarbeit nachgehen. Sie kommt zu dem Schluss, dass diese weibliche Mobilität als anstrengende Arbeit gewertet werden muss, sowohl psychologisch als auch körperlich, mitsamt allen Risiken, die eine fordernde Arbeit für unsere Gesundheit hat.²¹ Lösungen wären beispielsweise: autofreie Innenstädte, breitere Gehwege, sodass Kinderwagen und Rollatoren und so weiter sich nicht wie Konkurrenten fühlen müssen, mehr Park- und Grünflächen, die auch im Winter und abends beleuchtet und belebt sind, mehr Sitzgelegenheiten zum Ausruhen und Freund:innen treffen und nicht zuletzt mehr Pinkelmöglichkeiten. Doch das kostet natürlich alles viel Geld. Wieder einmal reichen sich das Patriarchat und der Kapitalismus die Hand, im gegenseitigen Einvernehmen über ihr Ziel, nämlich die männliche Gewinnmaximierung.

Heute ist das weder zeitgemäß noch gut fürs Geschäft. Die Kölner Innenstadt ist ein Extrembeispiel; große, mehrspurige Autobahnzubringer verbinden für Autofahrer:innen kreuz und quer alle Himmelsrichtungen, während ein Großteil der Straßen im Stadtkern aus einer Zeit ohne Autos stammt. Was nach dem Zweiten Weltkrieg noch übrig war, wurde für den Autoverkehr umgebaut, was wiederum dazu geführt hat, dass heute alles ein einziges Einbahnstraßenlabyrinth ist, das für Radfahrer:innen eine Nahtoderfahrung nach der nächsten bereithält. Aber auch das Zufußgehen ist nicht ohne, da der Platz sehr begrenzt ist und größtenteils von Autos verstopft wird. Kinderwagen, Rollstühle, Rollatoren – alles hat sich der Herrschaft des Autos unterzuordnen.

Das ist nicht einfach so passiert, sondern war eine politische Entscheidung.

Das Beispiel der spanischen Stadt Pontevedra, die seit 20 Jahren als größtenteils autofrei gilt, zeigt: Wenn Fußgänger:innen Priorität haben – metaphorisch wie praktisch, denn sie haben in Pontevedra grundsätzlich Vorfahrt –, dann führt dies nicht nur zu einer Belebung der Innenstadt, sondern auch dazu, dass Menschen mehr Zeit mit Bummeln verbringen und dementsprechend mehr Geld ausgeben. Parallel dazu verhinderte die Befreiung der Innenstadt von Autos auch ein Abwandern von Konsument:innen in große Supermärkte und Malls am Stadtrand.²²

Unsere Umgebung spiegelt nicht nur alteingesessene Strukturen wider, sie erschafft diese Strukturen auch immer wieder neu, verewigt sie. Was daran liegt, dass wir Architektur als etwas begreifen, das für die Ewigkeit erschaffen wird.¹ Erst seit relativ kurzer Zeit entwickelt sich ein kleines kollektives Bewusstsein dafür, dass die Gestaltung von öffentlichen Räumen eine wichtige Rolle für unser Wohlbefinden spielt und es sinnvoller ist, »draußen« als Variable zu betrachten. Als Variable, die sich wegbewegt von der cis

I Es liegt ja auch etwas Beruhigendes darin, Bauwerke aus der Antike zu besuchen und die eigene Sterblichkeit darüber zu vergessen.

männlichen Designnorm, in die allerdings nur sehr langsam Bewegung kommt. Denn die Zahl der Architektinnen, Bauingenieurinnen und Städteplanerinnen stieg in den vergangenen Jahrzehnten zwar stetig an, dennoch sind sie in vielen Ländern, auch in Deutschland, immer noch in der Unterzahl. Hinzu kommt, dass die Entscheidungsträger:innen zu häufig immer noch ausschließlich Entscheidungsträger sind.

Es gibt viele Möglichkeiten, den öffentlichen Raum *für* oder *gegen* bestimmte Bürger:innen zu gestalten. »Defensive Architecture« heißt das, und darunter fallen beispielsweise Platztrenner auf Bänken, die verhindern, dass Menschen dort liegen und schlafen können, Zäune, Spikes und Bolzen, die ebenfalls Schutz- und Schlafplätze unerreichbar machen. Armut und Obdachlosigkeit sollen mit dieser Praxis unsichtbar gemacht werden, für all diejenigen, die es nicht betrifft. Als Begründung wird meistens angeführt, dass es das Sicherheitsgefühl von Frauen wiederherstellen soll, die sich durch die Anwesenheit von obdachlosen Menschen gestört fühlen. Bloß welche Frau soll hier geschützt werden? Besonders hart trifft das nämlich obdachlose Frauen^I, die zu den am meisten gefährdeten in unserer Gesellschaft gehören und aufgrund ihrer prekären Lage am häufigsten Gewalt in jeglicher Form ausgesetzt sind. Verdrängt man sie aus der Öffentlichkeit, drängt man sie gleichzeitig aus dem Blickfeld von potenziellen Helfer:innen.

Dominanz ist eben etwas, was sehr eng mit dem Raum verbunden ist. Denken wir nur einmal darüber nach, wie wir reagieren, wenn uns eine andere Person auf einem begrenzten Gehweg entgegenkommt – wer weicht aus? Die allermeisten Menschen denken nicht darüber nach, und viele Männer dominieren den Gehweg nicht bewusst, aber die Irritation in dem Moment, in dem sie verstanden, dass sie mir ausweichen müssen, ist köstlich. Ein anderes Beispiel ist natürlich Manspreading in öffentlichen Verkehrsmitteln. Breitbeinig in Bus und Bahn zu sitzen hat (in den allermeisten,

I ... und allen nicht cis männlichen Personen.

nicht-pathologischen Fällen) nichts mit der Beschaffenheit von Penis und Hoden oder des männlichen Beckens und seinem Verhältnis zu den Schultern zu tun^I, sondern ist erlerntes männliches Verhalten, das ebenfalls auf Dominanz im öffentlichen Raum abzielt.

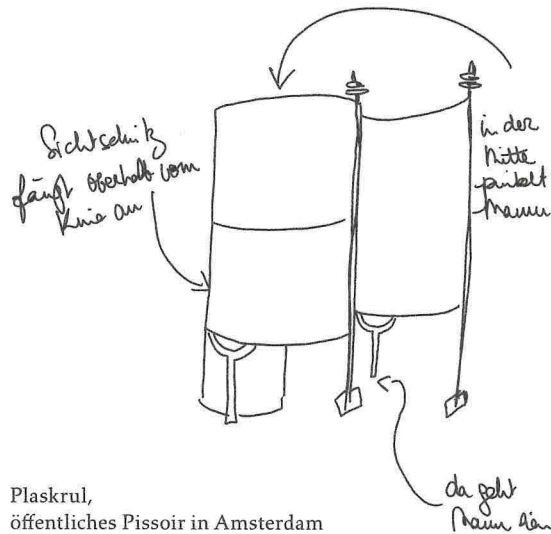
Wer pinkelt wo?

Als Geerte Piening, eine 21-jährige niederländische Studentin, im März 2015 mit Freund:innen ausging und sich gegen drei Uhr morgens auf den Weg nach Hause machte, da drückte ihre volle Blase. Der Wirt hatte die Toilette schon geputzt und setzte sie vor die Tür. Aber die knapp drei Kilometer mit voller Blase auf dem Fahrrad nach Hause zu fahren, schien Piening ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Sie und ihre Freund:innen entdeckten in der Nähe ein Plaskrul, eine Art Pinkel-Kreisel (ein Pissoir, das typisch für die Amsterdamer Innenstadt ist), und sie witzelten noch, ob Piening es mal ausprobieren sollte, stattdessen fand sie jedoch eine Ecke, die vor Blicken geschützt war, ließ die Hose herunter, hockte sich hin und ließ es laufen. Als ihre Freund:innen die Polizist:innen sahen, war es schon zu spät, Piening wurde beim Wildpinkeln »erwischt«.^{II} An diesem Abend ahnte Piening nicht, dass dieser Vorfall sie noch Jahre später beschäftigen und zu einer Galionsfigur der »Potty Parity«-Bewegung machen würde. Denn als Piening am nächsten Morgen aufwachte, da fiel ihr als Erstes das Knöllchen ein, und so öffnete sie ihr Laptop, um nach öffentlichen Toiletten zu suchen, die nachts

I Ja, auch die Behauptung gibt's: Männer müssen ihre Beine spreizen, weil sie ansonsten beim Sitzen vornüberfallen würden, da ihre Schultern und das breite Kreuz zu schwer sind. Fast schon schade, dass das nicht stimmt, denn die Vorstellung, in der Straßenbahn Männer reihenweise zum Zusammenklappen zu bringen, indem ich sie zwingen, ihre Beine zusammenzuschieben, finde ich großartig!

II Die beiden männlichen Polizisten, hat mir Piening erzählt, hätten sie wahrscheinlich gehen lassen, sie waren eher amüsiert als empört, doch die ebenfalls anwesende Polizistin, die sich von Pienings öffentlichem Urinieren am meisten gestört fühlte, belehrte sie, dass Frauen »so etwas« nicht täten, und so stellte sie ihr den Bußgeldbescheid aus.

zugänglich gewesen wären. Daraufhin entschied sie sich, das Bußgeld von 140 Euro plus 9 Euro Bearbeitungsgebühr nicht zu bezahlen, sondern Widerspruch einzulegen. 2015 gab es allein in der Amsterdamer Innenstadt 35 Plaskrul-Pissoirs und ganze zwei Sitzklos, von denen sich das nächste mehr als eineinhalb Kilometer von Pienings nächtlichem Standort entfernt befand. Die Situation in den gesamten Niederlanden sah nicht viel anders aus: Im selben Jahr gab es in den Niederlanden 565 öffentliche Toiletten, die auch nachts zugänglich waren, 204 davon allerdings Urinale.



Eineinhalb Jahre nachdem Piening beim Wildpinkeln erwischt worden war, erhielt sie eine Vorladung in dieser Sache. Die Verhandlung dauerte nur etwa 20 Minuten, dann kam der Richter zu seinem Urteil: Eines dieser Urinale, das Plaskrul, das Piening und ihre Freund:innen ebenfalls gesehen hatten, befand sich in einem Umkreis, den der Richter als zumutbare Distanz für eine volle Blase festlegte. Die Tatsache, dass keine einzige Toilette für Frauen in einem vergleichbaren Umkreis auffindbar war, interessierte dabei

nicht. Weiterhin gab der Richter bekannt, dass er in seiner beruflichen Laufbahn noch nie auf eine Frau getroffen sei, die beim Wildpinkeln erwischt worden war, woraus er ableitete, dass es keine Notwendigkeit für mehr Frauentoiletten in der Öffentlichkeit gebe. Männer hingegen würden weitaus häufiger des Wildpinkelns überführt, was auf einen »erhöhten Bedarf an Urinalen in der Öffentlichkeit« schließen ließe. Weiterhin argumentierte er, dass es »zwar unbequem sein mag, Frauen jedoch die Urinale für Männer mitbenutzen« sollten. Das bedeutet: Wenn Männer nicht in eine Toilette, sondern irgendwohin urinieren, dann deshalb, weil wir es ihnen dort noch nicht bequem genug eingerichtet haben. Wildpinkeln für den Infrastrukturwandel, jeder Strahl ein Marker für ein fehlendes Urinal. Doch eine Frau, die exakt das Gleiche tut, ist an der ihr zugewiesenen Rollenerwartung, sich an die vorgegebene Infrastruktur anzupassen, gescheitert.

Diese Ansicht, so empörend sie vielen von uns heute erscheint, hat Tradition. Sie entspricht der ebenfalls lang gehegten Auffassung, dass wir Frauen, um den Anforderungen unseres Geschlechts zu entsprechen, die totale Kontrolle über unsere Körperfunktionen besitzen. Wenn's juckt, wird nicht gekratzt. Wenn's langweilig ist, wird nicht gegähnt. Und wenn's drückt, wird nicht gepupst und eben auch nicht gepinkelt. Die anständige Frau weiß sich zu beherrschen. Die durch diese Beherrschung entstandene Macht ist zwar nur Selbstbeherrschung, aber immerhin ist dies eine weibliche Domäne. Natürlichen körperlichen Bedürfnissen – von Pupsen bis hin zu sexuellen Bedürfnissen – nachzukommen, ist bis heute für Frauen mit deutlich mehr Tabus behaftet als für Männer, eben weil wir so sozialisiert sind, dass Männer »gar nicht anders können«.¹

Da der Fall in den Niederlanden auch schon vor der Urteilsverkündung eine große mediale Aufmerksamkeit erregt hatte und

¹ Needless to say, aber ich sag's trotzdem: Es gibt keine Studie, die nachweisen kann, dass der Harndrang bei Männern größer ist als bei Frauen.

Dutzende Journalist:innen vor dem Gericht auf Piening warteten, dauerte es nicht lange, bis Tausende Menschen sich mit ihr solidarisierten. Frauen posteten unter dem Hashtag #zeikwif^I Fotos, die sie beim Versuch zeigten, ein Urinal zu benutzen, und dabei wiederum einige Male gegen die Richtlinien der sozialen Plattformen verstießen, weshalb die Bilder gelöscht wurden. Denn eines hatte der Richter nicht auf dem Schirm: die weibliche Erfahrung. Jede Person mit Vulva, die schon einmal versucht hat, ein Urinal zu benutzen, weiß, es ist so gut wie unmöglich, dies zu tun, ohne sich a.) in der Öffentlichkeit zu entblößen und b.) sich selbst dabei anzupinkeln. Denn in dem oben erwähnten Plaskrul befindet sich in der Mitte der Mini-Labyrinth-Spirale ein Auffangtrichter, der so gut wie unerreichbar ist für den Urinstrahl, wenn er nicht aus einem Penis geschossen kommt. Zwar ist der Sichtschutz für die Rückseite besser, allerdings beginnt dieser erst ab Kniehöhe, sodass eine Person, sollte sie sich zum Pinkeln hinhocken, mit den Pobacken nach allen Seiten hin sichtbar wäre. Die Proteste erinnerten viele Niederländerinnen an die Aktionen der Dolle Minas (Wütende Minas), einer feministischen Gruppierung, die sich Ende der 1960er-Jahre formiert und eine ganze Reihe gesellschaftlicher Ziele formuliert hatte, unter anderem auch: mehr öffentliche Toiletten für Frauen. Schon damals fotografierten Aktivistinnen sich bei dem Versuch, in den Plaskrul zu pinkeln, und prangerten die Missstände der ungerechten Verteilung von Pinkelmöglichkeiten an. Zwischen den Protesten der Dolle Minas und dem von Piening liegen etwa 45 Jahre, viel getan hat sich nicht.

Der Bau von Kanalisationen war im 18. Jahrhundert in den europäischen Großstädten ein prestigeträchtiges Projekt, das aufgrund von Choleraepidemien^{II} und wegen des bestialischen Gestanks zwingend notwendig wurde – dennoch mussten die Entscheidungsträ-

I Niederländisches Wortspiel aus »pinkelnder Frau« und »meckernder Frau«.

II Entstanden durch mit Fäkalien verseuchtes Grundwasser.

ger von dieser Notwendigkeit erstmal überzeugt werden. Anders als zum Beispiel der Ausbau von Gasleitungen, der allen als vorteilhaft einleuchtete, weil dadurch mehr Straßen nachts beleuchtet werden konnten, war der kostspielige Ausbau einer unterirdischen Kanalisation oberirdisch nicht sichtbar. Um diese Umbaumaßnahmen dennoch sichtbar zu machen, und weil es in den allermeisten Wohnhäusern noch keine separaten Toiletten in jeder Wohnung gab, entstanden nun die ersten »modernen« öffentlichen Bedürfnisanstalten. Und die entstanden: für Männer. Denn wer sonst sollte im öffentlichen Leben eine so wichtige Rolle spielen, dass derart teure Hightech-Installationen angemessen wären? Natürlich gab es im öffentlichen Raum immer auch Frauen, aber diejenigen, die große Teile ihres Tages an der frischen Luft verbrachten, waren Mägde, Marktfrauen, Kindermädchen – Frauen niederen Standes, deren Wohlergehen, Gesundheit und Sicherheit nicht auf der Agenda der Stadtplaner standen. Für die Ehefrauen und Töchter der wichtigen Männer geizte es sich nicht, sich länger als für die Distanz von A nach B in der Öffentlichkeit aufzuhalten. Und mit Öffentlichkeit ist übrigens nicht bloß die Straße gemeint, sondern alles, was sich außerhalb der eigenen vier Wände abspielte. Aus diesem Grund ist die Thematik des Zugangs zu einer öffentlichen Toilette – neben der Menschenrechtsthematik – auch die grundsätzliche Frage danach, wem der öffentliche Raum gehört.¹

Während der fortschreitenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert, als das Potenzial der Arbeitskraft von Frauen erkannt wurde

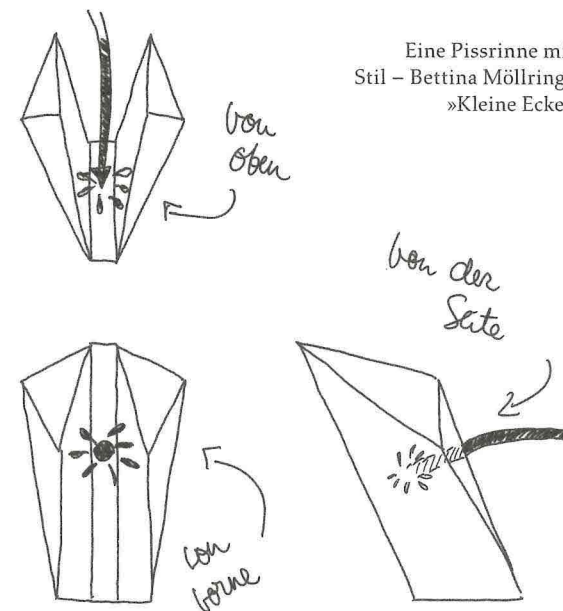
I Da für die Frau von Rang die Entleerung der Blase unter mehreren Stoff- und Reifrockschichten ohnehin eine Herausforderung war, wurden in dieser Zeit kuriose Dinge erfunden. Der Jesuit Louis Bourdaloue war bekannt für seine sehr langen Predigten am Hof Ludwigs XIV., und damit die Damenwelt kein einziges seiner Worte verpasste, erfand er eine Art Porzellan-Sauciere, die sich Frau unter den Rock schob: die Bourdaloue. »Lulu machen« kommt daher. Auch »schiffen« kommt wahrscheinlich aus dieser Zeit, da Holzschiffchen eine günstigere Alternative waren und ebenfalls unter die Kleiderschichten geschoben wurden. (Diese Fußnote ist eine Spende des Klo-Museums in Gmunden, Österreich, dessen Kurator Alfred Zinhobel die besten Anekdoten rund ums Wasserlassen kennt.)

und Fabriken Arbeiterinnen brauchten, veränderte sich etwas. Bis jetzt waren die weiblichen Arbeitsplätze auf Haus, Hof und Markt beschränkt, die Fabrik war hingegen ein Ort, an dem Arbeiter:innen sehr lange Zeit am selben Fleck standen. Auf einmal galt es, die Arbeitszeit vor Ort zu optimieren, und das hieß, nicht nur ausreichend Toiletten zur Verfügung zu stellen, sondern den Gang dorthin auch so kurz wie möglich zu gestalten. In den USA wurden in größeren Firmen wie den Ford-Werken speziell für Frauen gestaltete Urinale eingebaut, sogenannte Femurinals, die von den Arbeiterinnen auch gerne genutzt wurden. Allerdings konnte sich dieser Kulturwandel außerhalb der Industrie weder in den USA noch in Europa durchsetzen, sodass die Femurinals inzwischen so gut wie verschwunden sind. Anders sieht es in einigen asiatischen Ländern wie Malaysia oder Thailand aus, wo es an häufig frequentierten Orten moderne Urinale für Frauen gibt. Neben der Frage, wer eigentlich am meisten davon profitiert, wenn Frauen schnell und unkompliziert pinkeln können (im Falle der Ford-Femurinals der Firmenboss Henry Ford), ist Gleichberechtigung also auch eine Frage der Kultur. Und ein Kulturwandel braucht sehr viel Zeit.

Eine Frau, die ein Lied davon singen beziehungsweise ein Buch darüber schreiben kann²³, ist Bettina Möllring, die bereits im Vorwort erwähnte Professorin für Industriedesign in Kiel, die zur Geschichte der öffentlichen Toilette promoviert hat.¹ Ein Fokus, den sie als Designerin nie aus den Augen verloren hat, auch wenn es Zeiten gab, in denen sie, wie sie selbst sagt, die Nase voll davon hatte und sich am liebsten beruflich neu orientiert hätte. Denn als idealistische junge Frau, die Möllring zu Beginn ihrer Karriere war, glaubte sie nicht nur, ein tradiertes Problem erkannt zu haben, sondern als Industriedesignerin auch die Lösung dafür bereitstellen zu können. Beispielsweise Urinale für Frauen.

1 Sie ist auch diejenige, deren Frust darüber, wie wenig sich in den letzten 30 Jahren getan hat, zu meinem Frust wurde, als niemand über das Thema umfangreich berichten wollte.

Da gibt es zum einen die Frage nach der schieren Anzahl der bereitgestellten Pinkelmöglichkeiten. Was ist gerecht? Eine gleiche Quadratmeterzahl für Frauen und Männer? Wenn auf 20 m² im Männer-WC zwei Sitzklos und sechs Urinalplätze passen, sind es bei den Frauen vielleicht nur vier Sitzklos. Also 8:4 für die Männer. Warum also nicht einfach überall Unisex-Toiletten? Wenn schon in der Schlange stehen, dann doch einfach alle. Damit wäre auch das Problem für all diejenigen gelöst, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zugehörig fühlen. Auch wenn die Idee der Unisex-Toiletten durchaus etwas ist, worüber wir diskutieren sollten, lässt diese Debatte einen wichtigen Aspekt außer Acht: Würden wir Urinale für Menschen mit Penis abschaffen, würden



Eine Pissrinne mit
Stil – Bettina Möllrings
»Kleine Ecke«

wir damit gleichzeitig das einzige Design abschaffen, das seinen Zweck im öffentlichen Raum wunderbar erfüllt, und es durch ein fehlerhaftes Design ersetzen, sagt Möllring. Denn auch wenn Sitz-

klos bei uns die am meisten verbreitete Toilettenform sind: Außerhalb der eigenen vier Wände benutzt niemand sie gerne oder wie gedacht. Einige Menschen desinfizieren erstmal aufwendig die Armatur, bevor sie sie mit dem Hintern berühren, aber die meisten vermeiden jeglichen Hautkontakt und »hoovern« stattdessen über dem Porzellan. Andere wiederum stellen sich mit den Füßen drauf und pinkeln in einer tiefen Hockstellung. Ausnahme sind natürlich Sitztoiletten für Senioren und Menschen mit Behinderung, die bei einem Toilettenbesuch in der Öffentlichkeit allerdings auch von mehr Griffen und Halterungen profitieren würden. Aber das alles sind Probleme, die mittels eines besseren Designs gelöst werden könnten – dachte auch Möllring während ihres Studiums.

Also designte sie ein Urinal für Frauen, gewann mit ihrer Abschlussarbeit über die »Kleine Ecke« einen renommierten Designpreis und wurde in den Medien für eine Weile als »die Frau, die das Pinkeln für Frauen revolutionieren will«, gefeatured. Sie wurde auf Podien eingeladen, stellte dort die »Kleine Ecke« vor, sollte Städte und Kommunen bei der Umsetzung einer gerechteren und inklusiveren Toilettenlandschaft¹ beraten, aber gekauft, produziert und eingesetzt wurde das Urinal nie. Für Möllring begann damit eine sehr frustrierende Zeit, denn ihr Design erregte Aufmerksamkeit und heimste Preise ein, aber das Problem, für dessen Lösung die »Kleine Ecke« eigentlich erfunden worden war, überdauerte fast ungerührt. Soll heißen: Designlösungen schaffen natürlich nur Denkanreize. Handeln muss die Politik. Erst vor ein paar Jahren, als die Stadtverwaltung Berlins beschloss, in einem Rundumschlag alle öffentlichen Toiletten zu sanieren, auszutauschen und um einige Hundert Exemplare zu ergänzen, wurde Möllring als Beraterin wegen ihrer Expertise bei der Konzeption mit an Bord geholt. Dann kam die öffentliche Ausschreibung. Möllring recherchierte und stieß

I Ich entschuldige mich für dieses Wort, aber andererseits ... eine hügelige Landschaft, die bis zum Horizont mit unterschiedlichsten Klos, Pissoirs, Urinalen und Pissrinnen zugewuchert ist, ist immer noch besser als eine Landschaft ohne.

auf ein Urinal, ein italienisches Design, das sowohl den Bedürfnissen der Menschen mit Penis als auch ohne gerecht wurde. Es hätte also theoretisch auf beiden Toiletten verbaut werden können. In letzter Minute schaffte sie es, dass dieses Urinal als Option in die Ausschreibung der Architekt:innen mit aufgenommen wurde. Doch was dann 2017 passierte, war laut Möllring sehr weit entfernt von der eigentlichen Debatte, die hätte geführt werden müssen. Halbwahrheiten über gesonderte Installationen für Frauen sickerten in die Öffentlichkeit, und in einigen Medien verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer, erinnert sich Möllring: »CDU-Politiker äußerten sich dann im Internet, dass ihre Frauen das auch total bekloppt fänden.« Dann gab es auch noch das Gerücht, dass dies das Ende der nach Geschlechtern getrennten Toiletten bedeuten würde, also nur noch Unisex für alle. Und so falsch und hitzig, wie das Thema kurzzeitig diskutiert wurde, so schnell verschwand der Vorschlag »Urinale auf Frauentoiletten« wieder von der Bildfläche. Das Ergebnis für die Berliner Sanierung: Etwas über 100 neue, barrierefreie Sitztoiletten werden bis 2022 in der Stadt errichtet, damit besitzt Berlin bald über 350 öffentliche Toiletten – Benutzung für ein Entgelt von 50 Cent. Auch Pissoirs – für Penisnutzung – werden vermehrt an viel besuchten Orten aufgestellt, Benutzung kostenlos. Gleichberechtigung? Immer noch Work in Progress. Eine Art Kulturwandel braucht das Land, braucht die Kultur. Denn der Widerstand, ein Femurinal zu benutzen, ist groß.

Als Elisa Otañez 2016 von Monterrey in Mexiko in die Niederlande kam, um dort ihren Master in Social Design zu machen, fielen ihr schon am ersten Tag die vielen Pissoirs in der Amsterdamer Innenstadt auf. Für die Designerin mit sozialwissenschaftlichem Hintergrund war nicht so sehr die Tatsache interessant, dass es so etwas gibt, sondern dass es diese Möglichkeit bloß für Männer zu geben schien. Wie auch bei Möllring 30 Jahre zuvor, war das Grund genug für sie, um an einer eigenen Lösung für das Problem zu arbeiten. Otañez' Abschlussarbeit ist das Design Yellow Spot, ein mobiles Urinal, speziell für die Bedürfnisse der Frau entwickelt. Es be-

steht aus einer Kombination aus Kanister und Trichter, über den Frau sich hocken und ihre Blase entleeren kann, geschützt durch eine leuchtend gelbe Lastwagenplane, die sich wie eine Duschkabine um die Konstruktion schließt. Mit voller Absicht erinnert das Design an eine Baustelle, denn das leuchtende Gelb soll Aufmerksamkeit auf das Thema der ungerecht verteilten Pinkelmöglichkeiten lenken, gleichzeitig will der provisorische Charakter aber eher eine Frage aufwerfen als eine langfristige Antwort liefern. Deshalb ist der Yellow Spot – wenn Elisa damit durch die Straßen Amsterdams spaziert, was sie manchmal tut – Gesprächsstoff und so etwas wie ein mobiles Mahnmal, ein »J'accuse« in Richtung Entscheidungsträger:innen. Denn in vielen Gegenden der Welt ist die Ungerechtigkeit nicht bloß eine Frage des Bußgeldes, sondern eine Frage des Überlebens. Weltweit haben jede dritte Frau und jedes dritte Mädchen im Alltag keinen Zugang zu einer sicheren Toilette²⁴, und neben dem offensichtlichen Problem macht sie die Suche nach einem geschützten Platz angreifbar für sexuelle Gewalt. Indien schneidet im weltweiten Vergleich besonders schlecht ab, eine Studie von 2016 ergab, dass Frauen ohne Toilettenzugang doppelt so häufig Opfer sexueller Gewalt werden, die nicht vom eigenen Partner ausgeht, wie Frauen mit Klo.²⁵ Der gemeinnützige Verein WaterAid schätzt, dass weltweit Frauen und Mädchen ohne Zugang zu einer Toilette mehr als 97 Milliarden Stunden jährlich mit der Suche nach einem Platz für ihre Notdurft verbringen.²⁶ Das ist fast doppelt so viel Zeit, wie alle Menschen weltweit im ganzen Jahr 2019 auf Netflix verbracht haben (51 Milliarden Stunden). Bedeutet: Auf jede Stunde, die ich abends im Bett gemütlich *Gilmore Girls* gucke, kommen etwa eine Stunde und 50 Minuten, die eine Frau oder ein Mädchen auf der Suche nach einem Ort für ihre Notdurft verbringt ...

Ein normales Bedürfnis wie Pinkeln und Kacken als ständige, mehrmals am Tag wiederkehrende Sorge im Kopf zu haben, das wirkt sich überall auf der Welt auf die Mobilität von Frauen aus. Natürlich ist die Bandbreite dieser Sorge unterschiedlich groß – es reicht von der alten Dame mit Blasenschwäche, die außerdem noch

Schwierigkeiten hat, von einer Sitztoilette wieder aufzustehen, über die Schwangere, die das Gefühl einer platzenden Blase alle paar Meter zwingt, online ihre Route zu planen und notfalls den Euro Fremdpinkelgebühr in einer Kneipe in Kauf zu nehmen, bis hin zu den Frauen und Mädchen, die bei jedem Gang zur Toilette einer realen Gefahr ausgesetzt sind.

Und wenn wir über öffentliche Toiletten reden, müssen wir natürlich auch über all jene Menschen sprechen, die weder auf dem Damen- noch dem Herrenklo zu Hause sind und trotzdem mal müssen. Und Menschen, die auf die Barrierefreiheit von öffentlichen Toiletten angewiesen sind, was selbstverständlich sein sollte, es aber nach wie vor nicht ist.

Gleichberechtigtes Pinkeln ist also ein Menschenrecht. Was uns zurück zu Geerte Piening und dem umstrittenen Gerichtsurteil bringt. Piening schrieb einen Brief an die amtierende Bürgermeisterin Femke Halsema, und obwohl sie nie eine persönliche Antwort bekam, führte das Interesse der Medien und aktivistischen Frauengruppen dazu, den Druck auf die Politik zu erhöhen. Und es hat was gebracht: Nach und nach wurden in den Niederlanden Toiletten, die es zwar schon immer gab, die aber bis dahin niemand als »öffentlich« wahrgenommen hatte, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wenn die Blase drückt, kann man nun in Polizei- und Feuerwachen Erleichterung finden. Außerdem sind nach und nach mehr Sitzklos im Land entstanden. Für Piening, die im Verlauf der Angelegenheit zur Aktivistin wurde, ist das Thema aber noch lange nicht erledigt: Erst wenn jeder Mensch, ungeachtet seines Geschlechts, seiner Hautfarbe, seiner Religion, seiner körperlichen Beschaffenheit, einen sicheren Platz zum Pinkeln gefunden hat, ja, erst dann wird das Thema für sie abgehakt sein.

Konsumtempel

Es gibt einen öffentlichen Ort, der wurde in erster Linie für die Frau erfunden und gestaltet. Es ist ein Ort, an dem die Frau mit all ihren

geschlechtsspezifischen »Makeln« willkommen ist, denn es ist ein Ort ohne Toilettenmangel, ohne Parkplatzmangel, ohne Bordsteinkanten, ohne Autoverkehr, vor dem Kleinkinder geschützt werden müssten und ohne Wetterumschwünge. Es gibt dort Bereiche, in denen Frau sich ausruhen und Freund:innen treffen, Kaffee trinken und Leute beobachten kann. Auch Trinkwasserfontänen sind mittlerweile meist Standard. Die Rede ist vom Konsumtempel.

Und »Tempel« ist keine übertriebene Bezeichnung. Die Eröffnung des Selfridges in London im Jahr 1909 trieb während der ersten Woche rund eine Million Besucher:innen in die Oxford Street, viele davon Tourist:innen, die extra in das Kaufhaus pilgerten, um Attraktionen wie Aufzüge, die Dachterrasse und vieles mehr zu bewundern. Das war nicht untypisch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sogar jenseits der großen Metropolen wurden ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr klassische Waren- und Kaufhäuser in unseren Innenstädten eröffnet, die aus dem Einkauf Entertainment machten – Erlebniswelt Shoppen, wenn man so will. Anfangs gab es in Kaufhäusern Teerräume, Badezimmer mit Puder- und Schminkräumen, Modeschauen, Frisierstuben und regelmäßige Theatervorstellungen. Sogar die sprichwörtliche Fahrstuhlmusik war anfangs live. Kleine Orchester und Bands spielten Easy Listening in den verschiedenen Stockwerken, um nicht nur zum Kauf der Waren zu animieren, sondern ein neues Lebensgefühl zu vermitteln.¹ Und dazu gehörte ebenfalls, dass man keine quengelnden Kinder am Rockzipfel hatte, auch das haben die Unternehmer schnell erkannt, weshalb es schon in den 1890er-Jahren in vielen Kaufhäusern so etwas wie das Småland bei Ikea gab, also eine Möglichkeit, Kleinkinder für die Dauer des Aufenthalts umsonst abzugeben! Frauen wurde also nicht nur deshalb die Gelegenheit gegeben, ihre Kinder in einen Kindergarten zu geben, damit sie selbst Geld verdie-

I Da das Ganze zwar für ein erhöhtes Wohlergehen der Konsumentin sorgte, dieses sich jedoch nicht unmittelbar in bare Münze verwandelte, verschwanden diese kleinen, feinen Extras nach und nach wieder.

nen konnten, sondern auch, um welches auszugeben. Kapitalismus macht's möglich! Deswegen ist es auch nicht verwunderlich, dass die eine oder andere Dame einer Shoppingsucht verfiel und das Kaufhaus nicht nur als Rückzugsort, sondern via Konsum als Selbstfindungsort für sich entdeckte. Fälle, in denen Ehemänner, die sich weigerten, die Schulden zu begleichen, die ihre Frauen mit dem Kauf von Juwelen und Pelzmänteln angehäuften hatten, nahmen zu und landeten vor Gericht, wo auf einmal entschieden werden musste, welche Konsumgüter ein Ehemann seiner Frau schuldete.

Wenn Wolkenkratzer und Bürohäuser die männlichen Kathedralen des Kapitalismus sind, dann sind Kaufhäuser also die weiblichen, zumindest legen die Besucher:innenzahlen diesen Schluss nahe. Egal, ob in New York, Paris, London oder Berlin, Kaufhäuser gehörten zu den ersten öffentlichen Orten, an denen sich eine bürgerliche Frau ohne Begleitung blicken lassen konnte. Einkaufen war nicht nur eine anständige Art, als Frau den Tag zu verbringen, sondern auch eine kleine Auszeit vom Hausfrauendasein. Das Ausgeben von Geld ohne männliche Anwesenheit wurde zu einer »declaration of independence«, zu einer Unabhängigkeitserklärung. Denn Kaufhäuser waren auch begehrte Arbeitgeber für junge Frauen, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen wollten oder mussten, und besonders viele Orte, an denen eine ungelernte Kraft Geld verdienen konnte, gab es nicht. Auch die Modeindustrie, die durch die industrielle Revolution und die maschinelle Fertigung von Stoffen und Schnitten entstand, wurde durch den Verkauf von Kleidung in Kaufhäusern zu einer Branche, in der viele Frauen arbeiteten und ihren Lebensunterhalt verdienten.

Weil so ein Ort in den ländlichen Regionen der USA fehlte, entwickelte sich dort in den 1950er-Jahren eine Art Paralleluniversum des Konsums: die Shopping Mall. Und wer *Better Call Saul* gesehen hat, hat sich vielleicht über die Gruppe Senior:innen in Trainingsanzügen gewundert, denen Jimmy im bunten Trainingsanzug beitrifft, um neue Klientinnen zu akquirieren. Sie sind »Mall Walker«,

geschlechtsspezifischen »Makeln« willkommen ist, denn es ist ein Ort ohne Toilettenmangel, ohne Parkplatzmangel, ohne Bordstein-kanten, ohne Autoverkehr, vor dem Kleinkinder geschützt werden müssten und ohne Wetterumschwünge. Es gibt dort Bereiche, in denen Frau sich ausruhen und Freund:innen treffen, Kaffee trinken und Leute beobachten kann. Auch Trinkwasserfontänen sind mittlerweile meist Standard. Die Rede ist vom Konsumtempel.

Und »Tempel« ist keine übertriebene Bezeichnung. Die Eröffnung des Selfridges in London im Jahr 1909 trieb während der ersten Woche rund eine Million Besucher:innen in die Oxford Street, viele davon Tourist:innen, die extra in das Kaufhaus pilgerten, um Attraktionen wie Aufzüge, die Dachterrasse und vieles mehr zu bewundern. Das war nicht untypisch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sogar jenseits der großen Metropolen wurden ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr klassische Waren- und Kaufhäuser in unseren Innenstädten eröffnet, die aus dem Einkauf Entertainment machten – Erlebniswelt Shoppen, wenn man so will. Anfangs gab es in Kaufhäusern Teerräume, Badezimmer mit Puder- und Schminkräumen, Modeschauen, Frisierstuben und regelmäßige Theatervorstellungen. Sogar die sprichwörtliche Fahrstuhlmusik war anfangs live. Kleine Orchester und Bands spielten Easy Listening in den verschiedenen Stockwerken, um nicht nur zum Kauf der Waren zu animieren, sondern ein neues Lebensgefühl zu vermitteln.¹ Und dazu gehörte ebenfalls, dass man keine quengelnden Kinder am Rockzipfel hatte, auch das haben die Unternehmer schnell erkannt, weshalb es schon in den 1890er-Jahren in vielen Kaufhäusern so etwas wie das Småland bei Ikea gab, also eine Möglichkeit, Kleinkinder für die Dauer des Aufenthalts umsonst abzugeben! Frauen wurde also nicht nur deshalb die Gelegenheit gegeben, ihre Kinder in einen Kindergarten zu geben, damit sie selbst Geld verdie-

I Da das Ganze zwar für ein erhöhtes Wohlergehen der Konsumentin sorgte, dieses sich jedoch nicht unmittelbar in bare Münze verwandelte, verschwanden diese kleinen, feinen Extras nach und nach wieder.

nen konnten, sondern auch, um welches auszugeben. Kapitalismus macht's möglich! Deswegen ist es auch nicht verwunderlich, dass die eine oder andere Dame einer Shoppingsucht verfiel und das Kaufhaus nicht nur als Rückzugsort, sondern via Konsum als Selbstfindungsort für sich entdeckte. Fälle, in denen Ehemänner, die sich weigerten, die Schulden zu begleichen, die ihre Frauen mit dem Kauf von Juwelen und Pelzmänteln angehäuften hatten, nahmen zu und landeten vor Gericht, wo auf einmal entschieden werden musste, welche Konsumgüter ein Ehemann seiner Frau schuldete.

Wenn Wolkenkratzer und Bürohäuser die männlichen Kathedralen des Kapitalismus sind, dann sind Kaufhäuser also die weiblichen, zumindest legen die Besucher:innenzahlen diesen Schluss nahe. Egal, ob in New York, Paris, London oder Berlin, Kaufhäuser gehörten zu den ersten öffentlichen Orten, an denen sich eine bürgerliche Frau ohne Begleitung blicken lassen konnte. Einkaufen war nicht nur eine anständige Art, als Frau den Tag zu verbringen, sondern auch eine kleine Auszeit vom Hausfrauendasein. Das Ausgeben von Geld ohne männliche Anwesenheit wurde zu einer »declaration of independence«, zu einer Unabhängigkeitserklärung. Denn Kaufhäuser waren auch begehrte Arbeitgeber für junge Frauen, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen wollten oder mussten, und besonders viele Orte, an denen eine ungelernte Kraft Geld verdienen konnte, gab es nicht. Auch die Modeindustrie, die durch die industrielle Revolution und die maschinelle Fertigung von Stoffen und Schnitten entstand, wurde durch den Verkauf von Kleidung in Kaufhäusern zu einer Branche, in der viele Frauen arbeiteten und ihren Lebensunterhalt verdienten.

Weil so ein Ort in den ländlichen Regionen der USA fehlte, entwickelte sich dort in den 1950er-Jahren eine Art Paralleluniversum des Konsums: die Shopping Mall. Und wer *Better Call Saul* gesehen hat, hat sich vielleicht über die Gruppe Senior:innen in Trainingsanzügen gewundert, denen Jimmy im bunten Trainingsanzug beitrifft, um neue Klientinnen zu akquirieren. Sie sind »Mall Walker«,

fitte Senior:innen, die durch schnelles Gehen in der Mall noch fitter werden wollen und für die es draußen einfach keine Option gibt, da es dort entweder zu warm, zu uneben oder zu stark befahren ist. Deswegen ist die Mall auch hier inzwischen ein Ort, der in erster Linie für Frauen und Familien mit Kindern gemacht ist.

Der Gedanke, dass Kaufhäuser und Shopping Malls in ihrer Ursprungsgeschichte Raum für weibliche Teilhabe am öffentlichen Leben boten, ist schön. Aber das ist nur die eine Seite der Medaille, denn die Anfänge der Frauenbewegung waren genau wie die Kaufhäuser eine Folge der Industrialisierung und sind somit parallel entstanden. Kaufhäuser haben Frauen nicht emanzipiert, sondern lediglich die Konsumentin in ihnen geweckt, deren Bedürfnisse es zu umwerben galt. Ein Blick darauf, wer da eigentlich mit welchen Produkten umgarnt wurde, macht ebenfalls klar, dass hier neben der High-Society-Dame höchstens die wachsende Mittelschicht angesprochen wurde. Emanzipation via Konsum muss Frau sich eben erst leisten können!

Heute sind viele der großen Kaufhausketten entweder bereits verschwunden oder in der Krise. In Chemnitz hat das Museum für Archäologie seinen Sitz in einem ehemaligen Kaufhaus, und seit Anfang der 2000er-Jahre wird in Neuss in einem Ex-Kaufhaus Theater gespielt. Wenn man am Ende doch etwas romantisch werden möchte, könnte man sagen: Das Kaufhaus hat seine Funktion in der Unabhängigkeitsbewegung der Frau als Kundin und Angestellte erfüllt, und nun ist es an der Zeit, den dafür besetzten Raum wieder freizugeben – und zwar für Projekte, die die gesellschaftliche Teilhabe *unabhängig* von der Kaufkraft fördern. Und am Ende ist es so: Je mehr unterschiedliche Menschen mit verschiedensten sozioökonomischen Hintergründen dort ihren Platz finden, desto inklusiver und feministischer ist der öffentliche Raum.

Sie haben uns ein Denkmal gebaut

»Durch den derzeitigen Denkmalsturm wird vielleicht die Idee des Denkmals insgesamt infrage gestellt, und mit den Statuen auch eine bestimmte Form der Geschichtspolitik zu Grabe getragen, die sich vor allem an große Männer erinnert«, kommentierte die Historikerin Gesine Krüger die Ereignisse rund um die Statuen von Bismarck und Co., die sich im Sommer 2020 hier zugetragen haben.²⁷ Denn mit dem Überschwappen der »Black Lives Matter«-Proteste in den deutschen öffentlichen Raum hat eine überfällige Debatte über unsere eigene Erinnerungs- und Denkmalkultur begonnen. Einerseits kriegte Bismarck Farbe ab, Straßennamen und Namen von U-Bahnhöfen werden infrage gestellt, andererseits wollen sich Kolumnenschreiber in Feuilletons auf Spurensuche begeben haben und meinen, alles sei so in Ordnung, wie es ist, man müsse nichts verändern. Alles irgendwie nicht neu, aber es bleibt das Gefühl, dass uns eine »Inventur« des öffentlichen Raums bevorsteht, mit den Worten Krügers: »Man entscheidet sich, was weg kann oder sollte, man beschreibt aber auch das neu, was man vorfindet.«

Ein Ort, an dem zumindest der Platz der Frau in der Öffentlichkeit neu definiert wurde und der wie ein Vergrößerungsglas für patriarchale Maßstäbe wie Macht, Stellung, Leistung und Sichtbarkeit funktioniert, ist ein Stückchen Friedhof in Hamburg.

Die folgenden Zeilen sind im sogenannten Garten der Frauen entstanden, einem kleinen Teil im hinteren, historischen Bereich des Ohlsdorfer Friedhofs, zu dem man ehrlich gesagt nur kommt, wenn man stundenlang auf der riesigen Parkanlage¹ herumstrolcht, oder genau weiß, wo man suchen muss, denn ausgeschildert ist der Garten erst, sobald man direkt davorsteht. »Nicht einmal auf dem Friedhof hat Frau ihre Ruhe vor sexueller Belästigung«, dachte ich mir, kurz bevor ich eintrat, als ich zwischen den Gräbern von drei

I Ohlsdorf ist der größte Parkfriedhof der Welt.

Typen in einem Minivan angemacht wurde. Kein Witz, mein Aufnahmegerät hat's aufgezeichnet.

Der Garten der Frauen selbst ist ein ruhiges Fleckchen Erde, die Vögel zwitschern hier natürlich lauter und freundlicher als auf dem restlichen Friedhof, Bienen und Hummeln summen melodioser, es duftet lecker nach Blumen, und ein kleiner Springbrunnen gibt mir das Gefühl, bald eine öffentliche Toilette aufsuchen zu müssen. Die Anlage ist so etwas wie das Portal zu einem Paralleluniversum: eine Welt, in der Frauen die Anerkennung bekommen, die sie verdient haben. Aber auch in eine Welt, in der Leistung neu, also weiblich definiert wird. Berta Keyser^I zum Beispiel, Schwester der Straßenmission und Gründerin ihres eigenen Missionswerks für obdachlose Frauen und Sexarbeiterinnen. Oder Charlotte Rougemont^{II}, eine medizinisch-technische Assistentin, die in ihrer Freizeit Märchen auswendig lernte, um in dem Krankenhaus, in dem sie arbeitete, den Patient:innen den Tag zu verschönern. Das sind willkürlich von mir herausgegriffene Beispiele von mehreren Dutzend Hamburger Frauen, über die sich im Garten der Frauen etwas nachlesen lässt. Bürofacharbeiterinnen, Krankenschwestern, Oberstudienrätinnen, Lokalpolitikerinnen, Frauen, die, jede auf ihre Weise, den öffentlichen Diskurs ein kleines bisschen verschoben haben. Auch wenn das zu Lebzeiten nicht bemerkt oder nicht gewürdigt wurde.

Während ich auf einer schattigen Bank im Garten sitze und schreibe, kommt ein Senior:innenpärchen vorbei. Keine Ahnung, ob sie absichtlich den Weg in den Garten gefunden haben oder zufällig hier gelandet sind, aber während sie gemächlich mäandert, innehält und Plaketten liest, hat er schon den kürzesten Weg zum anderen Ende des Gartens genommen ... hier gibt es nichts, was ihn interessieren könnte. Während ich ihn so beobachte, habe ich den Eindruck, seine Gattin lese keine Grabinschriften, sondern Produktbeschreibungen für weibliche Hygieneartikel in einem Super-

I Geboren 24.06.1868, verstorben 21.12.1964.

II Geboren 22.01.1901, verstorben 11.02.1987.

marktregal – nichts womit sich ein Mann seines Formats assoziieren möchte.

Die Anerkennung der Frau im öffentlichen Raum ist ebenso ein Frauenthema wie Monatsblutung, Windeln wechseln, Cellulitis oder Menopause. Es ist ein tragisch-komisches Schauspiel, diese beiden Senior:innen^I zu beobachten, das damit endet, dass er ihr quer durch den Garten »Jetzt komm endlich!« zuraunzt, woraufhin sie ihren feministischen Bildungsurlaub abbricht und die beiden am Ausgang wieder vereint ins Patriarchat davondackeln.

In der Zwischenzeit hat ein anderes Hetero-Pärchen den Garten betreten, beide etwa um die 30. Sie wandern gemeinsam durch die Gänge, lesen zusammen die Grabsteine und die Plaketten, die wie aufgeschlagene Buchseiten zum Blättern einladen. Sie sind auch noch da, als ich pipibedingt meine Sachen packe und gehe.

Am Ausgang begegnet mir eine etwa Mitte 40-jährige Frau mit zwei Teenagerinnen. Vielleicht sind es ihre Töchter. Sie stehen an der Erinnerungsspirale, einer Konstruktion aus unterschiedlichen Steinen, die horizontal und – wie der Name schon sagt – spiralförmig angeordnet sind, kleine Denkmäler für Frauen, die ansonsten wohl vergessen wären. An sie wird hier stellvertretend für all diejenigen erinnert, deren Leben keine historisch eindeutigen Spuren hinterlassen haben. Die kommunistische NS-Widerstandskämpferin Marie Priess, die wegen »Schadenszauber« verklagte und 1583 als Hexe verbrannte Albeke Bleken, die Malerin Dörte Helm, die Gründerin der Hamburger Kinderpflegerinnenschule Margarethe Münch, oder auch Christel Klein, die 1981 von ihrem gewalttätigen Ehemann^{II} erschossen wurde, nachdem sie sich von ihm getrennt hatte.

Von diesem Senior mal abgesehen, für den der Garten keinerlei Sinn hatte, scheint der Plan aufzugehen: Dies ist ein Ort, an dem

I Oh, welche Genugtuung, sich vorzustellen, wie sehr dieser alte Mann sich darüber ärgern würde, Teil eines Genderdoppelpunktes zu sein.

II »Dieser Mann kam nach fünf Jahren wegen guter Führung vorzeitig frei und ermordete auch seine nächste Freundin, bevor er sich selbst das Leben nahm.«

die Geschichte der Erinnerungskultur neu geschrieben wird. Es ist ein Ort, an dem Frauen einen zentralen Platz in der Öffentlichkeit einnehmen und der mir eindringlich vor Augen führt, wie sehr dieser Platz doch in der restlichen Welt fehlt.

Die Hamburger Historikerin Rita Bake ist diejenige, die sich den Garten vor über 20 Jahren ausgedacht hat. Der öffentliche Raum im Matriarchat, ein begehrtes »Was wäre, wenn«, nicht in ferner Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Bake schreibt also gewissermaßen Geschichten neu, dabei verändert die Historikerin nicht das, was gewesen ist, sondern verlagert den Fokus auf das, was der Erinnerung wert ist. Deswegen habe ich ihr nach meinem Spaziergang im Garten der Frauen einen Besuch in ihrem eigenen Garten abgestattet. Hier liegt bloß ihr alter Hund begraben, sonst niemand. Bake fragt mich als Erstes, ob mir dort eine bestimmte Sorte Mann begegnet sei.

Wir haben da manchmal unangenehme Männer. Wir reagieren schon gar nicht mehr darauf, weil es sonst nur zu Auseinandersetzungen kommen würde. Die gehen rein und wissen, dass Domenica da bestattet ist.

Ich muss zugeben, bis zu dem Zeitpunkt hatte ich noch nie von Domenica gehört. Domenica Niehoff, im August 1945 in meiner Heimatstadt Köln geboren, zog mit 17 Jahren nach Hamburg und avancierte in den 1970er- und 1980er-Jahren dank ikonischer Fotos und einer Romantisierung des Hamburger Rotlichtviertels St. Pauli nicht nur zu einer prominenten Kiezgröße, sondern war über Jahre hinweg eine der berühmtesten Prostituierten Deutschlands. Doch gerade die Tatsache, dass sie den Status einer Prominenten erreicht hatte, Muse¹ von Künstlern wurde und Leute wie Karl Lagerfeld, Jörg Immendorf oder Udo Lindenberg sich gerne mit ihr

I Dem Patriarchat der künstlerischen Musenbildung widme ich mich in Kapitel 7 noch ausführlicher, an dieser Stelle sei nur die Beobachtung angebracht, dass das Musendasein für Frauen fast immer tragisch zu enden scheint.

ablichten ließen, hatte Folgen. Wirtschaftliche und damit auch persönliche. Es folgten Boulevard-Ruhm und Einladungen zu Talkshows, über die sie hoffte, auf ihr Herzensthema aufmerksam machen zu können: das Problem der Gewalt gegen Frauen. Doch die Medien wollten etwas anderes von ihr: Sexskandalgeschichten statt feministischen Aktivismus. Das wurde ihr zum Verhängnis. Je erfolgreicher Domenica als Person des öffentlichen Lebens wurde, desto unmöglicher wurde ihr Job. Anstatt Freier versammelten sich Kegelclubs vor ihrem Fenster in der Herbertstraße. Auch den Kolleginnen wurden die Schaulustigen lästig. So lässt sich nur schwer Geld verdienen. Domenica, die lange für die Legalisierung von Sexarbeit gekämpft hat, machte die Kehrseite und die Stigmatisierung ihres Berufs immer mehr zu schaffen. Sie entschied sich für den Ausstieg und widmete sich der Sozialarbeit, beriet junge Frauen, die ebenfalls aussteigen wollten und/oder Drogenprobleme hatten. Allerdings setzte ihr auch diese Arbeit zu. Die einen fühlten sich von ihr und ihrem Lebenswandel verraten, die anderen störten sich an ihrem Mangel an Professionalität, den sie bei ihrer Arbeit als Sozialhelferin an den Tag legte. Es folgten ein paar Jahre als Pächterin einer Kiezkeine, wo sie alkoholkrank wurde, ein Umzug in ein geerbtes Haus in der Eifel, wo sie vereinsamte, und ein erneuter Umzug zurück nach St. Pauli, in eine Sozialwohnung, wo sie Anfang 2009 an den Folgen einer chronischen Bronchitis im Alter von 63 Jahren starb. Auch *solche* Frauen haben einen Platz in Bakes Garten der Frauen.

Sonst hätte sie ein Sozialgrab gekriegt. Es war eben kein Geld mehr da. An diesem Grab kommen voyeuristische Männer vorbei und schießen sich total darauf ein. Auf ihrem Grabstein, eine Spende unseres Steinmetzes, liegt ein in Stein gemeißeltes Akanthusblatt, das Symbol für »Es ist eine schwere Arbeit vollbracht«. Wir haben dann auf ihrem Grab auch einen Akanthus gepflanzt. Einer, der jetzt wahrscheinlich nicht mehr kommt, weil er gestorben ist, der hat da immer sein Bier getrunken, ließ die Dose liegen, und jedes Mal hat er uns den Akanthus abgeschnitten. Jedes Mal. Ich schätze, er fand den Akanthus nicht so passend wie wir. Deswegen ha-

ben wir im Garten Akanthussetzlinge großgezogen und immer wieder einen neuen gepflanzt.

Bake lacht darüber. Es sind die Frauen, die im Garten das Sagen haben, egal, wem das ein Dorn im Auge ist und auch wenn es bedeutet, alle paar Wochen einen neuen Akanthus auf das Grab von Domenica Niehoff zu pflanzen. Dann ist das eben so. Der Mann ist tot, der Akanthus bleibt. Jede hat hier ihren Platz, auch wenn ihr Platz in der Gesellschaft nicht so leicht zu finden war, das ist Bake wichtig.¹

Wir leben in einer patriarchalen Gesellschaft, und deshalb wertschätzen Männer traditionell nur die Aufgaben und erkennen diese als Leistung an, die von Männern übernommen werden.

Hier haben die Maßstäbe der patriarchalen Leistungsgesellschaft ausgedient. Bevor ein Gedenkstein aufgestellt und eine Kurzbiographie geschrieben wird, muss Bake lange recherchieren. Denn Menschen, insbesondere Frauen wie die Hamburger Zitronenjette^{II}, die vor vielen Jahren im Schatten der Gesellschaft lebten, haben nicht viele Spuren hinterlassen, es gibt wenig bis gar nichts, was Bake in öffentlichen Archiven und Dokumentationen finden und ins rechte

- I Es gibt in Deutschland tatsächlich ein Denkmal für Sexarbeiter:innen, die Imperia, die in Konstanz seit 1993 sexy über dem Bodensee thront, in der einen Hand einen winzigen nackten Papst, in der anderen einen winzigen König. Als während des Konstanzer Konzils (1414–1418) Zehntausende Kleriker zur Papstwahl dort residierten, verwandelte sich diese in ein Bordell mit (angeblich) 700 Frauen, die anschafften. Allerdings ist diese Imperia eine fiktionalisierte Person, die sich der französische Schriftsteller Honoré de Balzac (1799 – 1850) ausgedacht hat (die Geschichte heißt »Die schöne Imperia«), die historische Imperia, tatsächlich Kurtisane mit politischer Macht, hat erst 100 Jahre nach dem Konzil gelebt. Die Konstanzer Imperia ist also ein einzigartiges Denkmal, aber es folgt einer männlichen Erzählung, in der mächtige Frauen die Männer mit Sex beherrschen.
- II Henriette Müller (1841–1916), eine zum »Original« hochstilisierte Frau, zu Lebzeiten allerdings eine Außenseiterin.

Licht rücken kann. Schon alleine auf eine Frau zu stoßen, ist nicht so einfach. Sobald sie eine gefunden hat, muss sie auf gut Glück bei der Ohlsdorfer Friedhofsverwaltung nachfragen, ob diese Frau dort irgendwann einmal beerdigt wurde. Im Fall von Zitronenjette hat sich ihr Verdacht bestätigt. Und da sie ihre letzten Jahre in der Psychiatrie verbracht hat, nimmt Bake an, dass es für sie nie einen Grabstein gab, denn da war niemand, der ihn bezahlt hätte. Armengräber – oder Sozialgräber, wie es heute heißt – haben eine kürzere gesetzliche Ruhezeit als andere Gräber. Als vergammelten arme Menschen schneller. Im Kern geht es hier um die gleiche Frage, warum einige ein Denkmal kriegen, Straßen und Plätze nach ihnen benannt werden, sie in Büsten und Gemälden verewigt werden, während wir andere vergessen.

Der Schritt, einen eigenen Friedhof nur für Frauen zu gründen, war nicht nur logisch, sondern zwingend, als Bake durch Zufall mitbekam, dass das Grab von Yvonne Mewes aufgelöst werden sollte. Die Lehrerin Mewes hat individuellen Widerstand gegen das NS-Regime geleistet und starb 1945 im KZ Ravensbrück an den Folgen von Hungertyphus. Als Bake davon hörte, dass der Grabstein geschreddert und zu Straßenbelag verarbeitet werden sollte, war klar: Es muss eine langfristige Lösung her, die eine neue Erinnerungskultur ermöglicht. Und Bake hatte von Anfang an genaue Vorstellungen von diesem Ort.

- Vorbedingung war: Es muss in dem alten Teil des Friedhofs sein, der noch schöner ist als der neue Teil, dann dicht bei einer Bushaltestelle, denn der Weg von der Bushaltestelle zum Garten der Frauen darf nicht so sein, dass man ihn bei Dämmerung als Frau nicht mehr gehen mag.

Hier vermischt sich der ideologische Aspekt des Gartens mit der praktischen Umsetzung, denn der Garten der Frauen ist nicht bloß ein Garten der Toten, sondern mindestens genauso der Lebenden. Und die sollen sich sicher fühlen. Da ein weltlicher Friedhof ein Unternehmen ist, das sich rechnen muss, finanziert sich der Garten der

Eine schwere Arbeit
ist vollbracht.



Frauen über einen Verein. Die weiblichen Mitglieder können zu Lebzeiten einen Liegeplatz kaufen und werden damit Mäzeninnen für die Pflege der historischen Grab- und Gedenksteine. Stirbt eine Frau, wird sie im Garten beigesetzt, und ihr Name kommt auf eine der großen, steinernen Wälle, die aus dem Rasen schauen. Außerdem hat jede Frau die Möglichkeit, dass mit einer Kurzbiographie auf einer Aluminiumtafel ihres Lebens gedacht wird.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der sich immer mehr Frauen anonym bestatten lassen. Viel mehr Frauen als Männer. Teilweise liegt es daran, dass sie ihr eigenes Leben als unwichtig erachten, aber oft geschieht dies auch aus vorauseilendem Gehorsam gegenüber den Hinterbliebenen. Sie wollen dem Kind keine Umstände durch Grabpflege bereiten. Dabei wünschen sich viele Kinder einen Ort, an dem sie trauern können.

Neben den Toten und den um sie Trauernden ist der Friedhof ein Ort für zufällige »Laufkundschaft«, eine Art frei zugängliches feministisches Freilichtmuseum, ohne jedoch die oftmals abschreckende Wirkung zu entfalten, die feministische Ausstellungen, Radiosendungen oder Bücher auf Teile der Bevölkerung zu haben scheinen. Das will die Stadthistorikerin auch außerhalb der Friedhofsmauern erreichen. Für Hamburg hat sie eine Datenbank mit den Namen aller Straßen und Plätze angelegt, die nach Menschen benannt sind. Denn auch wenn jede Person, die sich mit offenen Augen durch den öffentlichen Raum bewegt, genau weiß, wie selten Orte nach Frauen benannt sind, so ist es doch eindrucksvoll, wenn man die Zahlen kennt. Von den knapp 8000 Straßen und Plätzen in Hamburg tragen etwas weniger als 3000 die Namen von Personen. Davon wiederum sind etwas über 2500 nach Männern benannt und nur knapp 400 Straßen nach Frauen. In anderen deutschen Städten, egal, ob Nord- oder Süddeutschland, egal, ob Ost- oder Westdeutschland, sieht es ähnlich aus: Frauen, an die im öffentlichen Raum erinnert wird, sind in der Minderheit. Seit Jahren gibt es deutschlandweit Initiativen, Absichtserklärungen und Beschlüsse, die diese Ungleichheit beheben wollen. Und immerhin, dank des Einsatzes von Bake und ihren Mitstreiter:innen ist die Tendenz in Hamburg steigend! In den letzten fünf Jahren sind dort zum ersten Mal in der Geschichte der Stadt mehr neue Straßen nach Frauen als nach Männern benannt worden. Da die Zahl der neuen Straßen und Plätze, vor allem innerhalb von Städten, allerdings sehr begrenzt ist, hat Bake sich noch etwas anderes, pragmatisches einfallen lassen, um Frauen präsenter zu machen: Gezielt recherchiert sie die weiblichen Familienmitglieder vorhandener Namenspaten im öffentlichen Raum und stellt Anträge auf Ergänzung der Frau. So ist die Schopenhauerstraße in Pinneberg bei Hamburg heute nach dem Philosophen Arthur und seiner Mutter, der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, benannt. Die Herschelstraße in Hamburg Rahlstedt gedenkt nun nicht mehr nur Wilhelm, sondern dem Astronomie-Geschwisterpaar Caroline und Wilhelm Herschel. Ein Zusatz,

der aus dem kleinen angehängten Schild unterhalb der Straßenbeschreibung deutlich wird.

Der Ansatz ist gut, aber ich sehe ein Haar in dieser Suppe, wenn die Umdeutung des Raums und des öffentlichen Andenkens innerhalb eines sozialen Milieus stattfindet: Hat die virtuose Pianistin und Komponistin Clara Schumann die gleiche Anerkennung verdient wie ihr Mann Robert? Absolut. Und gibt es andere Frauen, die diese Ehre ebenfalls verdient haben, aber keinen weltberühmten Ehemann, Vater, Sohn oder Bruder haben? Absolut!

Frauen im Dunstkreis von ohnehin öffentlich hoch anerkannten Männern haben gewissermaßen einen milieuspezifischen Wettbewerbsvorteil gegenüber Frauen aus No-Name-Familien. An der Macht des Patriarchats rüttelt man damit also bestenfalls mit Samthandschuhen.

Dafür ist der Frauenanteil in Deutschlands Neubaugebieten schon etwas ansehnlicher. Auch in Altona, Hamburgs neuer Mitte, gab es 2016 zwölf neue Straßen und drei Plätze zu benennen. Die meisten haben Frauennamen erhalten, und eine Gasse heißt Domenica-Niehoff-Twiete^I. Eine schwere Aufgabe ist vollbracht.

Ich befinde mich mit meinen Aktionen auf dem Boden des Grundgesetzes, und die anderen befinden sich nicht auf dem Boden des Grundgesetzes. Ich will, dass Artikel 3 Absatz 2 des Grundgesetzes endlich Wirklichkeit wird.^{II} Und der öffentliche Raum ist der praktischste Ort, um solche Aktionen zu lancieren, weil sie damit bereits direkt bei den Menschen sind.

- I Die Tatsache, dass es eine kleine Gasse ist und keine Hauptverkehrsstraße, ist auch kein Zufall, denn nicht nur in der Quantität der Straßenbenennung unterscheiden sich Männer von Frauen, sondern auch in der Qualität. Große und wichtige Straßen sind männlich, Gassen, kleine Parkwege sind (manchmal) weiblich. Auch in besagtem Neubaugebiet tragen die großen Straßen Männernamen, ganz einfach, weil es sie in dem Industriehafen schon gab, bevor er zum Wohngebiet umgebaut wurde.
- II Art. 3 Absatz 2 GG: Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.

Stranger Danger

(Triggerwarnung: Dieser Teil behandelt unter anderem Fälle von Kindesentführung, sexueller und häuslicher Gewalt sowie Mord)

Als Kind der 1990er-Jahre, oder vielleicht noch mehr als Mädchen der 1990er-Jahre, bin ich mit dem Bewusstsein aufgewachsen, dass alles im Leben möglich ist, solange ich es schaffe, nicht von einem fremden Mann entführt und umgebracht zu werden. Stranger Danger ... Die Furcht vor dem Fremden, oder eher die Idee, dass hinter jeder Ecke, hinter jedem Busch Böses lauern kann, war ein dunkler Pfeiler meiner Erziehung. Wahrscheinlich war es da wenig hilfreich, dass mein Vater als Polizist jobbedingt mit mehr »bösen« Menschen zu tun hatte als andere Eltern, und ebenso wenig war es hilfreich, dass bei uns zu Hause jeden Abend belgisches Fernsehen lief^I.

Mitte der 1990er gab es in Belgien nämlich ein Thema, das über Jahre hinweg in den Schlagzeilen war: Marc Dutroux und die Entführung, Vergewaltigung und Ermordung der Mädchen, die Dutroux und seine Kompliz:innen in einem Haus gefangen gehalten hatten. Mélissa Russo und Julie Lejeune waren damals acht Jahre alt, zwei Jahre jünger als ich zu diesem Zeitpunkt. Eefje Lambrecks und An Marchal, ebenfalls von Dutroux entführt, vergewaltigt und von seinen Kompliz:innen ermordet, waren 19 und 17 Jahre alt. Zwei weitere Mädchen konnten nach Dutrouxs Verhaftung im August 1995 lebend gerettet werden, eine^{II} der beiden hatte mehr als 80 Tage in seinem Kellerverlies verbracht.

Der ganze Fall von Dutroux und seinen Kompliz:innen war eine

- I Da es die einzigen Nachrichten in französischer Sprache brachte, zu denen wir ohne Satellitenanlage Zugang hatten.
- II Obwohl es »das Mädchen« ist, ist sie eine Person und in dem Fall eine weibliche, deshalb biege ich mir die Grammatik so zurecht, wie es mir gefällt.

unfassbar grausame, trostlose und wegen krasser Ermittlungsfehler immer wieder aufs Neue eskalierende Geschichte. Die daran Beteiligten reichten bis in die höchsten gesellschaftlichen Schichten und fanden sich in allen Staatsorganen wieder. Da ist es nicht verwunderlich, wie sehr das Thema die Nachrichten in Belgien über Jahre hinweg dominiert hat. Das ganze Land – aber eben auch mein kleines Zuhause – befand sich in einem Zustand, den ich im Nachhinein nur als Schock und Trauma bezeichnen kann. Im Alter von zehn Jahren habe ich mir überlegt, wie viele Jahre ich zu Hause bleiben müsste, um für Pädosexuelle nicht mehr interessant zu sein.^I Draußen, also der öffentliche Raum, war auf einmal nicht mehr *mein* Raum. Sich mit Freundinnen verabreden, um durch die Gegend zu streunern, die alten Bunker im Forst zu erkundschaften und auf dem Friedhof Verstecken zu spielen – das alles war plötzlich gefährlich, weil hinter jedem Baum, hinter jeder Ecke ein böser Mann oder eine böse Frau^{II} mit einem weißen Minivan lauern konnte, der oder die mich entführen wollte. Eine Art inneres Betriebsprogramm der Risikokalkulation übernahm, das im Unterbewusstsein immer mitlief und jede Situation aufs Neue evaluierte: Mein täglicher Schulweg, etwa dreieinhalb Kilometer und die Hälfte davon durch einen Wald, war mit dem Fahrrad für mich nicht mehr machbar, ich fuhr Bus, auch wenn das gleichbedeutend war mit früherem Aufstehen, um in überfüllten Bussen halb totgequetscht zu werden. Und lieber nie an der Bushaltestelle ein- oder aussteigen, die meinem Haus am nächsten lag, da ich an ein paar seltsam heruntergekommenen Häusern vorbei- und unter einer dunklen Autobahnbrücke hindurchmusste.

Neben Raum ist Zeit die zweite große Dimension von Stranger Danger. Sobald es anfang zu dämmern, wollte ich nicht mehr drau-

I Ich bin froh, dass ich damals noch nichts von Femiziden und von Gewalt gegen Frauen wusste!

II Eben weil ich als Kind den Fall Dutroux so genau verfolgt habe und seine Frau so eine wichtige Rolle bei der Entführung der Mädchen gespielt hat, war mir schon damals klar, dass beide Geschlechter im Kidnapping-Business mitmischen und ich mich deswegen auch vor Frauen in Acht nehmen muss.

ßen sein. Als wäre die Nacht an sich schon das Silbertablett für Verbrechen, und wenn sich ein Kind dem aussetzt, dann trägt es auf jeden Fall selbst eine Mitschuld an seinem Schicksal. Die Medien und meine Eltern schienen sich einig zu sein: Draußen war ich nicht sicher, und ich fühlte das. Etwa zwei Jahre lang hing die Möglichkeit einer Kindesentführung wie ein Damoklesschwert über meinem Kopf, bis das Thema aus den Medien und der öffentlichen Aufmerksamkeit wieder verschwand und meine Ansprüche an meinen Bewegungsradius in der Pubertät ohnehin kaum mehr Kompromisse zuließen.

Der Entwicklungspsychologe Roger Hart hat in den 1970er-Jahren in einem kleinen Ort in Vermont 86 Kinder zwischen drei und zwölf Jahren über zweieinhalb Jahre beobachtet, ist mit ihnen durch die Büsche gekrochen, durch den Wald gestreunert, hat sich die »gefährlichen Stellen« zeigen lassen und für jedes Kind eine Art Bewegungsdiagramm erstellt.^I Darauf war der Bereich erkennbar, in dem sich das Kind ohne Beaufsichtigung durch eine erwachsene Person bewegen konnte, und er stellte fest, dass selbst vier- bis fünfjährige Kinder über einen enormen Bewegungsradius verfügten und sich mit ihren Freund:innen mehrere Stunden am Tag unbeaufsichtigt in der Natur herumtrieben. In den Gesprächen mit den Eltern kam kein einziges Mal die Gefahr von Kindesentführung auf – man könnte meinen, Kidnapping wäre in den 1970er-Jahren noch nicht erfunden gewesen.

30 Jahre später kehrte Hart noch einmal in diesen Ort zurück und beobachtete die Kinder. Teilweise waren es jetzt schon die Kinder der Kinder, die er beim ersten Mal beobachtet hatte. Er stellte fest, dass die Kinder, obwohl sich im Ort nichts verändert hatte, das heißt auch keine Gefahrenquelle hinzugekommen war, Anfang 2000 nicht mal mehr annähernd über den gleichen Raum zum freien Spiel verfügten wie ihre Eltern. Die kleinen Kinder wa-

I Das, was heute jede:r Katzenhalter:in mit GPS-Tracker in Echtzeit machen kann, bedeutete damals einen hohen Aufwand.

ren an den eigenen Garten gebunden, die etwas größeren an ihr Viertel, die wenigsten durften in der Natur. Als Grund für die Einschränkungen nannten die Eltern Angst. Angst, von der sie zwar selbst wussten, dass sie irrational war, die sich aber nicht abschüteln ließ.²⁸

Wie der Fall Dutroux zeigt, gibt es den unbekannten bösen Mann mit dem Minivan tatsächlich. Es gibt ihn immer wieder, in jedem Land der Welt, aber die Art und Weise, wie über diese Fälle berichtet wird – gepaart mit der adaptiven Eigenschaft unseres Gehirns, mit potenziellen Gefahrenquellen umzugehen –, verzerrt unsere Wahrnehmung in Bezug auf die Häufigkeit solcher Vorkommnisse. Denn sie sind extrem selten. Oder wie Stephen Dubner, einer der Macher von *Freakonomics Radio* schrieb: »Die meisten Menschen sind extrem schlecht darin, Risiken korrekt abzuschätzen. Ein dramatisches, völlig unwahrscheinliches Ereignis wird uns wahrscheinlicher vorkommen als ein gewöhnliches und langweiligeres (wenn auch gleichermaßen verheerendes) Ereignis.«²⁹ Der Grund: Heuristiken. Unser menschliches Gehirn ist so programmiert. Heuristiken sind quasi neurologische Abkürzungen, die in dem großen Schrank, der unser Gehirn ist, kleine Gedächtnisschubladen für Informationen bilden. Sobald Informationen in diesen Schubladen landen, sind sie viel leichter und schneller abrufbar als Informationen, die nicht in Schubladen einsortiert werden, sondern lose in der grauen Masse herumwabern. Jetzt scheint es aber so zu sein, dass es evolutionär gesehen sinnvoll ist, wenn alles, was superkrass, selten und völlig unvorhersehbar, möglicherweise lebensverändernd ist, in viel zu große Schubladen einsortiert wird, weshalb unser Gehirn, eben weil die Risikoevaluierung über Heuristiken läuft, also dem Abrufen der vorhandenen Informationen, viel zu häufig in diese übertrieben großen Info-Schubladen greift – mit dem Ergebnis, dass wir das Risiko enorm überschätzen. Zusätzlich konsumieren wir Medien quasi in Form einer Nachrichten-Diät, die den Fokus immer auf alles Unwahrscheinliche und Dramatische lenkt, sodass dieser Effekt verstärkt wird.

■ Eine amerikanische Studie hat 2002 ergeben, dass im Jahr zuvor 797 500 Kinder unter 18 Jahren im Jahr zuvor in den USA als vermisst gemeldet worden waren. Demzufolge verschwinden fast 2000 Kinder pro Tag. Den größten Anteil machen Kinder aus, die von zu Hause weggelaufen sind. Die meisten Entführungsfälle sind innerfamiliäre Entführungen, das heißt, ein Elternteil entzieht das Kind dem anderen Elternteil und verstößt damit gegen Sorgerechtsvereinbarungen, das waren in dieser Studie 203 900 Fälle. 58 200 waren Entführungen durch Nicht-Familienmitglieder (aber beispielsweise durch Familienfreund:innen), 115 waren Fälle von Kindesentführung, bei denen das Kind »über Nacht wegtransportiert und festgehalten wurde, entweder mit der Absicht, Lösegeld zu erpressen, das Kind zu behalten oder es zu töten«³⁰.

Wenn man sich die Statistiken für Deutschland anschaut, wird schnell klar, wie gering die Gefahr von Kindesentführung durch Fremde ist, auch wenn sie sich für viele Eltern oft allgegenwärtig anfühlt. Von den 8259 im Verlauf des Jahres 2017 als vermisst gemeldeten Kindern wurden 8080 (98 Prozent) wiedergefunden, das heißt, sie sind lebendig wieder nach Hause gekommen. Die größte Gruppe der vermissten Kinder in Deutschland, die vermisst bleiben, sie sind minderjährige Geflüchtete, also Kinder, die im System unauffindbar sind, weil sie beispielsweise ihre Unterbringung verlassen haben.³¹

■ Nicht nur das Phänomen des Kidnappings ist in unseren Köpfen in einer überproportional großen Schublade einsortiert – auch die Gefahr, Opfer sexualisierter Gewalt zu werden, ist durch Stranger Danger in der falschen Schublade gelandet. Denn in Deutschland, wie überall auf der Welt auch, geht die größte Gefahr für Kinder vom eigenen Umfeld aus. Allein 30 Prozent der Missbrauchenden kommen aus dem engsten Familienkreis, das heißt aus demselben Haushalt. Die Dunkelziffer wird um ein Vielfaches höher sein, da sexualisierte Gewalt durch Vertraute laut Studien nur in jedem 15. bis 20. Fall zur Anzeige gebracht wird.³² Nur in etwa 20 Prozent der Fälle sind die Täter:innen tatsächlich Unbekannte, worunter auch

alle exhibitionistischen Taten fallen, die den größten Teil der Fälle ausmachen.

Wenn wir uns die Statistiken des Extremfalls anschauen, also der getöteten Kinder in Deutschland, wird die Sache noch klarer: Durchschnittlich zwei Fälle von »vollendeter Kindstötung« pro Woche meldet die Kriminalstatistik der BRD, in den meisten Fällen stirbt ein Kind in Folge von Misshandlung und Vernachlässigung in der Familie. Mutter und Vater beziehungsweise Erziehungsberechtigte sind für Kinder mit Abstand die gefährlichsten Personen.³³

Was für Kinder gilt, gilt auch für Frauen. »Die schockierende Verbreitung von Gewalt in der Partnerschaft bedeutet, dass das Zuhause statistisch gesehen einer der gefährlichsten Orte für eine Frau ist«, schreibt Mlambo-Ngcuka im Vorwort der UNO-Familienstudie.³⁴ Laut dieser Studie kennen 77 Prozent der von sexueller Gewalt betroffenen Frauen den Täter persönlich, in dem überwiegenden Teil der Fälle ist es der Partner beziehungsweise Ehemann. Und dass diese Fälle innerhalb einer Ehe überhaupt als Vergewaltigung zählen, verdanken wir in Deutschland einer Gesetzesänderung aus dem Jahr 1997, für die Politiker:innen sehr lange und hart gekämpft haben. Bis dahin war die Vergewaltigung der Ehefrau durch ihren Ehemann straffrei, da sie als Ehefrau kein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung hatte.

Seit 2015 verzeichnen die Statistiken in Deutschland einen Anstieg der Fälle von häuslicher Gewalt. Für das Jahr 2019 zeigt die Statistik, dass fast an jedem dritten Tag eine Frau durch die Tat ihres Partners oder Expartners gestorben ist. Vom Partner verletzt oder angegriffen – alle 45 Minuten.³⁵ Seit Beginn der Corona-Pandemie hat sich die Situation weiter verschlimmert. Die UNO nennt es »Schattenpandemie«, in der sozialen Isolation kann der eigene Partner die schlimmste Bedrohung für Frauen und Kinder sein. Zu Hause rumsitzen ist stressig, jeden Tag rund um die Uhr dieselben Menschen sehen noch mehr. Kommen dann auch noch finanzielle Unsicherheit, kleine Wohnungen und Probleme in der Partnerschaft hinzu, ist Gewalt gegenüber der Familie für einige Männer das Ven-

til, auf das sie zurückgreifen. Und das kann für Frauen und Kinder auch tödlich enden. Eine erste Studie^I zur Situation von Frauen und Kindern während der Ausgangsbeschränkungen im Frühjahr 2020 hat ergeben, dass 3,1 Prozent der befragten Frauen körperliche Auseinandersetzungen mit ihrem Partner hatten, 1,5 Prozent wurden verletzt. 3,6 Prozent wurden von ihrem Partner zu Sex gezwungen. In 3,8 Prozent der Fälle fühlten sich die Frauen von ihrem Partner bedroht, 2,2 Prozent durften ihr Haus nicht ohne Erlaubnis des Partners verlassen, und bei 4,6 Prozent der Frauen war es der Partner, der ihre sozialen Kontakte regulierte. Den Kindern erging es nicht besser! 6,5 Prozent der Kinder haben während der Ausgangssperren körperliche Gewalt erlebt (Ohrfeige, Stoß oder ähnliches), 1,6 Prozent wurden dabei verletzt. Die Studienmacherinnen heben außerdem hervor, dass das Konflikt- und Gewaltpotenzial in Haushalten mit Kindern deutlich höher ist als in kinderlosen Haushalten.^{II, 36}

Doch statt sich der Realität zu stellen, dass für Kinder und Frauen die größte Gefahr aus dem eigenen Umfeld kommt, verlagern wir »das Böse« nach außen und bauschen die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen des Extremfalls in der Gesellschaft kollektiv auf. Die Frage ist: Warum machen wir das? Wer profitiert davon?

Meine Angst war nicht das Zufallsprodukt eines Kindes, das zu früh zu schlimme Nachrichten gesehen hatte, meine Angst war sozial anerzogen und gesellschaftlich genau so gewollt. Das war damals so, das ist auch heute noch so, und wir geben das an die nächste Generation weiter. Meine Tochter hat mit drei Jahren das Buch *Conni geht nicht mit Fremden mit* zum Geburtstag geschenkt bekommen.^{III} In Deutschland gibt es Dutzende, wenn nicht Hunderte Bücher mit

I Auf Grundlage einer repräsentativen Online-Befragung von 3800 Frauen in Deutschland im Zeitraum vom 22. April bis 8. Mai 2020.

II Bei den Kindern wurde nicht erhoben, ob die Gewalt von Mutter oder Vater ausgeht. Auch sexueller Missbrauch an Kindern wurde nicht erhoben.

III Überhaupt: Ich hasse Conni! Connis ganzes Dasein, ihre Lebensaufgabe, ist es, zu lernen, perfekt zu funktionieren.

dem immer gleichen Ausdruck: Kind ist alleine, trifft fremden Mann, Mann macht ein Angebot, Kind erinnert sich an die ihm eingetrichterte Lektion, dass alle fremden Männer potenziell böse Männer sind, Kind lehnt ab. Mutter und Kind sind wieder vereint, weinen und freuen sich, dass die Sache dieses Mal noch gut ausgegangen ist. Luise Strothmann schrieb dazu sehr passend in der *taz*: »Geh nicht mit Fremden mit« ist der kleine Bruder von »Zieh keinen so kurzen Rock an«. Es sind Handlungsratschläge an potenzielle Opfer. Sie stellen einen Zusammenhang zwischen ihrem Verhalten und der Wahrscheinlichkeit her, dass ihnen Gewalt geschieht.«³⁷ Und auch das gesamte Genre der Teenager-Horror-Slasher, wie *A Nightmare on Elm Street*, *Freitag der 13.*, *Halloween*, *Scream*, *Ich weiß, was du letzten Sommer getan hast* etc. würde ich dazurechnen. Es ist das Spiel mit derselben Angst, bloß aufgewärmt für Ältere und dementsprechend mit mehr Blut und Gewalt garniert.

Jetzt denke ich natürlich nicht, dass *Stranger Danger* eine Masche von Kinderbuchautor:innen und ihren Verlagen ist, die ihre fürchterlich fantasielosen Gruselgeschichten verkaufen wollen, vielmehr glaube ich, dass die Autor:innen dieser Bücher nur das Beste im Sinn haben und selbst denken, die Gefahr lauere hinter jeder Ecke. Und ich glaube auch, dass die Filmemacher:innen schlicht wissen, dass das Narrativ des bösen Boogeymans, der von außerhalb kommt und sein Unwesen treibt, dieser anerzogenen Angst in die Karten spielt, ohne dass sie dabei mehr im Sinn haben, als zu unterhalten.

Stranger Danger ist letztlich eine Sache des Patriarchats. Wie Sarah Marshall im Podcast *The Feminist Present* gesagt hat, muss man das Phänomen als patriarchales Instrument betrachten, als eines der Werkzeuge von Machthabern, um die Kontrolle und die Deutungshoheit über den öffentlichen Raum behalten und ausbauen zu können.³⁸ Die Väter, Ehemänner, Brüder, Onkel, Polizisten ... das sind die Guten, die uns beschützen. Ihre Macht gilt es zu erhalten, nicht, infrage zu stellen. Das Böse wird externalisiert, das ist doppelt praktisch, denn nichts unterdrückt besser als die große Angst vor dem bösen Unbekannten!

Kapitel 3 »PINK IT, SHRINK IT«

Ich liebe die *Gilmore Girls*. Sehr. Sie traten zu einer Zeit in mein Leben, in der ich deprimiert und vom Erwachsenwerden überfordert war. Wie Millionen andere wollte ich das, was Rory hatte: ein geborgenes Zuhause und eine Mutter, mit der man über alles reden kann. Heute, 15 Jahre später, gucke ich die *Gilmore Girls* immer noch, doch manchmal stolpert mein Gehirn beim Entspannen jetzt über eine Szene oder einen Dialog, und dann schreit eine Stimme in mir: WAAAAARUM? Zum Beispiel hier: Als Rory bemerkt, dass sie für ihre College-Bewerbung mehr ehrenamtliche Tätigkeiten vorweisen muss, meldet sie sich für ein Hausbauprojekt an. Bevor sie zu ihrer ersten Wochenendschicht auf dem Bau aufbricht, schenkt ihr Mutter Lorelai einen pinken, mit Federn und Glitzer vollkommen unkenntlich gemachten Minihammer. Vollkommen nutzlos und sogar gefährlich, da die vielen rosa Federn präzises Hämmern unmöglich machen dürften. Dass die beiden in vielen handwerklichen Bereichen keinerlei Ambitionen zeigen und ständig mit ihrer angeblichen Hilflosigkeit kokettieren, um Männer (Luke, Dean, Jess) dazu zu kriegen, anzupacken – geschenkt. Ist eine Strategie, kann ich mit leben. Aber die Tatsache, dass Lorelai ihrer Tochter absichtlich etwas vollkommen Nutzloses schenkt, etwas, das sie auf dem Bau behindern wird, bloß weil gilt: »It's girly, it's pretty« – die macht mich wütend. Der kleine pink befiederte Glitzerhammer ist ein Extrembeispiel für etwas, das wir in unserer Welt überall sehen.